

Daniel Defoe
Gesammelte Werke



M: Daniel De Foe
Author of the True born Englishman

M: V: Gucht Sulp:

Daniel Defoe

Gesammelte Werke

Aus dem Englischen von Paul Baudisch, Ernst Betz,
Carl Kolb und Hannelore Novak

Anaconda

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
© 1974 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Der Abdruck von *Ein Bericht vom Pestjahr* erfolgt mit freundlicher Genehmigung
der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG.

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1965, 2008

Die Übersetzung erschien erstmals 1965 als Band 296 der Sammlung Dieterich
im Carl Ed. Schünemann Verlag, Bremen. Sammlung Dieterich ist eine Marke
der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

Mit einem Frontispiz von Michael van der Gucht

Orthografie und Interpunktions wurden auf neue Rechtschreibung umgestellt.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© dieser Ausgabe 2021 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: Daniel Defoe (1660–1731),
Radierung nach Michael van der Gucht (1706) / Bridgeman Images
Umschlaggestaltung: Druckfrei, Dagmar Herrmann, Bad Honnef

Satz und Layout: www.paque.de
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-7306-0970-5
www.anacondaverlag.de

Inhalt

Robinson Crusoe – Erster Teil	7
Robinson Crusoe – Zweiter Teil	269
Kapitän Singleton	515
Ein Bericht vom Pestjahr	763

Das Leben
und die unerhörten Abenteuer des
ROBINSON CRUSOE,
eines Seemanns aus York,

*der achtundzwanzig Jahre lang ganz allein auf
einer unbewohnten Insel vor der Küste von Amerika lebte,
nahe der Mündung des großen Orinokostroms,
wohin er durch einen Schiffbruch verschlagen worden war,
bei dem alle Mann außer ihm umkamen.*

*Mit einem Bericht, wie er zuletzt auf
ebenso merkwürdige Weise durch Piraten befreit wurde.
Von ihm selbst beschrieben.*

Aus dem Englischen von Hannelore Novak

Vorrede

Wenn jemals die Geschichte von den Abenteuern eines Privatmanns es verlohnzt hat, öffentlich bekannt gemacht zu werden, und wenn je eine solche Erzählung bei ihrem Erscheinen des allgemeinen Beifalls gewiss sein konnte, so ist das nach der Meinung des Herausgebers mit diesem Bericht der Fall.

Die wundersamen Vorfälle im Leben dieses Mannes übertreffen (so meint der Herausgeber) alles, was an derlei Begebenheiten zu finden ist, ja, das Leben eines einzelnen Menschen scheint für eine so große Vielfalt der Erlebnisse kaum hinzureichen.

Die Geschichte ist mit Ernst, mit Zurückhaltung und mit Bemühen erzählt, die Ereignisse aus christlichem Geist auf jene Ziele hin auszurichten, die den verständigen Menschen stets am wichtigsten sind, nämlich der Unterweisung der anderen durch das eigene Beispiel und dem Lobpreis und der Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung, deren Weisheit sich in allen unseren unterschiedlichen Lebensumständen bekundet, wie immer es zu diesen gekommen sein mag.

Der Herausgeber hält das Ganze für den getreuen Bericht wirklicher Begebenheiten und kann keine Anzeichen einer freien Erfindung darin entdecken; er ist aber gleichwohl davon überzeugt, dass der Leser, da alle solche Bücher rasch verschlungen werden, aus dieser wahren Geschichte keinen geringeren Gewinn, was seine Unterhaltung und Belehrung anbetrifft, ziehen wird als aus einer erdichteten. Und somit glaubt er durch seine Veröffentlichung, ohne weitere Empfehlungen an das lesende Publikum nötig zu haben, diesem einen großen Dienst zu erweisen.

Ich wurde im Jahr 1632 in der Stadt York geboren, von guter Familie, die aber nicht aus diesem Land stammte, denn mein Vater war ein Ausländer aus Bremen. Zuerst hatte er sich in Hull niedergelassen, wo er als Kaufmann einiges Vermögen erwarb. Später verließ er sein Geschäft, zog nach York und holte sich von dort meine Mutter zur Ehefrau, deren Angehörige, eine sehr gute und in der Gegend angesehene Familie, sich Robinson nannte, und mich hieß man daher Robinson Kreutznaer; aber durch das gewöhnliche Verderben der Wörter in England nennt man uns jetzt und nennen wir uns selber und schreiben uns Crusoe, und so haben mich auch meine Kameraden immer gerufen.

Ich hatte zwei ältere Brüder, von denen der eine Oberstleutnant und in einem englischen Infanterieregiment in Flandern war, früher befehligt von dem berühmten Obersten Lockhart; in der Schlacht gegen die Spanier bei Dünkirchen verlor er sein Leben. Was aus meinem zweiten Bruder geworden ist, erfuh ich ebenso wenig, wie mein Vater oder meine Mutter je erfuhren, was aus mir geworden war.

Da man mich als den dritten Sohn der Familie in keine Lehre gegeben hatte, füllte mein Kopf sich bald mit abenteuerlichen Vorstellungen. Mein Vater, der schon sehr alt war, hatte mich gewissenhaft erzogen, so viel man eben durch eine Erziehung zu Hause und in der öffentlichen Schule auf dem Land gewöhnlich lernen kann, und wollte einen Juristen aus mir machen; aber ich hatte nichts anderes im Kopf, als zur See zu fahren, und diese Begierde trieb mich gegen den Willen, ja gegen den Befehl meines Vaters und gegen alles Bitten und Zureden meiner Mutter und anderer wohlmeinender Freunde dermaßen stark, dass in einer so leidenschaftlichen Neigung, die mich später geradewegs in das mir verhängte Leben voller Elend führen sollte, ein dämonischer Zwang zu liegen schien.

Mein Vater, ein kluger und gesetzter Mann, riet mir von meinen Absichten, die er im Voraus ahnte, mit ernsthaften und vortrefflichen Ratschlägen ab. Eines Morgens rief er mich in sein Zimmer, worin er an der Gicht krank lag, und machte mir über diesen Gegenstand heftige Vorhaltungen. Er fragte mich, was für Ursachen außer der Lust am Wandern ich habe, um meines Vaters Haus und das Land meiner Geburt zu verlassen, wo mir die Zukunft

offenstehe und ich alle Aussicht habe, durch Fleiß und Arbeit mein Glück zu machen und dabei noch ein angenehmes und leichtes Leben zu führen. Er sagte, nur Leute in verzweifelten Umständen oder aber solche, die es weiter als ihre Mitmenschen bringen wollten, wagten sich auf der Suche nach Abenteuern in die weite Welt hinein, um durch Unternehmungen, abseits von den gewohnten Wegen, zu großem Reichtum oder zu ungemeinem Ruhm zu gelangen; derlei Dinge seien aber für mich entweder allzu hoch oder gar zu weit unter mir; ich gehöre einmal dem Mittelstand an, genauer gesagt, der oberen Schicht des niederen Lebenskreises, die er in langer Erfahrung als den besten Stand der Welt befunden habe, als den Stand, welcher der menschlichen Glückseligkeit am günstigsten sei, da man in ihm weder dem Elend, der Härte, der Mühsal und der Plage des Handwerker- und Tagelöhnerdaseins noch auch dem Hochmut, der Üppigkeit, dem Ehrgeiz und der Missgunst der höheren Stände unterworfen sei. Ich solle mir nur einmal Glück und Wohlergehen des Mittelstandes aus dem einen Gesichtswinkel vor Augen führen, dass er nämlich der Stand sei, den alle anderen Menschen beneideten; dass Könige wieder und wieder die bitteren Folgen ihres Loses, zu großen Dingen geboren zu sein, beklagt und gewünscht hätten, selbst in die Mitte zwischen die beiden Extreme, das Große und das Geringe, gesetzt worden zu sein; und dass der weise Mann des Alten Testaments selbst Zeugnis dafür gegeben habe, dass der Mittelstand das rechte Maß an wahrer Glückseligkeit vorstelle, als er darum betete, von Armut wie von Reichtum verschont zu bleiben.

Er hieß mich, nur genau achtzuhaben, so würde ich immer finden, dass der höhere und der niedere Stand der Menschheit sich gemeinsam in die Unglücksfälle des Lebens teilten; dass dagegen den mittleren das Missgeschick am ehesten verschone; dass er also nicht in gleicher Weise wie die beiden anderen Stände den Wechselfällen des Schicksals ausgesetzt sei, ja, darüber hinaus auch nicht den mancherlei Gebrechen an Leib und Seele wie jene, die teils durch ihr lasterhaftes Leben, ihre Üppigkeit und Unmäßigkeit, teils durch harte Fron, durch den Mangel am Nötigsten und durch schlechte und karge Kost sich in Krankheit und Ungemach stürzen, als die natürlichen Folgen ihrer jeweiligen Lebensweise; ich würde bemerken, dass eine solche mittlere Stellung in der Welt wie geschaffen sei für alle Tugenden und für alle Annehmlichkeiten; dass Frieden und Reichtum ihre Diener, Mäßigkeit, Zurückhaltung, Ruhe, Gesundheit, Geselligkeit, jede erbauliche Zerstreuung und jeder wünschenswerte Zeitvertreib ihre Segnungen seien; auf diesem Mittelweg gingen die Menschen still und gemächlich durch die Welt und bequem aus ihr wieder hinaus, ohne dass sie durch die mühevolle Ar-

beit ihrer Hände und durch das Zermartern ihres Kopfs sich in Ungelegenheiten brächten, ohne dass sie sich für das tägliche Brot in ein Sklavendasein verkaufen müssten, weder ermattet von schwierigen Verhältnissen, welche die Seele des Friedens und den Leib der Ruhe berauben, noch verzehrt vom rasenden Neid oder dem heimlich brennenden Ehrgeiz nach großen Dingen; nein, leicht und mühelos glitten sie vielmehr durch die Welt, verständig die Süße des Lebens ohne seine Bitternis genießend und im vollen Bewusstsein ihres Glücks, dessen sie jeden Tag immer mehr innewerden.

Hierauf drang er ernst und nachdrücklich in mich, nicht den jungen Draufgänger zu spielen, mich nicht selber in ein Elend zu stürzen, von dem die Natur und die Lebensstellung, in die ich hineingeboren war, mich gesichert zu haben schienen; ich hätte es ja nicht not, mir mein Brot zu verdienen; er wolle schon für mich sorgen und mir einen erfolgreichen Anfang in jener Lebensweise ermöglichen, welche er mir eben angeraten. Sollte es mir auch dann nicht wohl und glücklich ergehen, so könnten nur mein Geschick oder meine eigene Schuld die Ursache dafür sein, er werde es nicht zu verantworten haben, da er seine Pflicht erfüllt und mich vor Unternehmungen gewarnt habe, die mir, wie er wisse, nur Schaden bringen könnten; mit einem Wort, so gewiss er als ein Freund für mich sorgen wolle, wofern ich bliebe und mich nach seinen Anweisungen zu Hause einrichtete, ebenso gewiss werde er nicht zu meinem Unheil beitragen und mich zum Weglaufen gar noch ermutigen. Zum Abschluss hielt er mir das Beispiel meines älteren Bruders vor Augen, den er durch ebenso dringliche und ernste Ermahnungen davon abzuhalten gesucht hatte, in den Krieg der Niederlande zu ziehen, gegen dessen hitzige Begierde, ins Feld zu gehen, er aber nichts hatte ausrichten können, und dort sei er denn auch erschossen worden; und ob er gleich, sagte mein Vater, niemals aufhören wolle, für mich zu beten, so getraue er sich doch, mir vorauszusagen, dass Gott einen so unverständigen Schritt, wie ich ihn vorhätte, nicht segnen werde und dass ich dereinst genug Muße fände, über die Verachtung seines Rats nachzusinnen, aber vielleicht keinen Menschen mehr, um mir zu helfen oder zu raten.

Bei diesem letzten Teil seiner Rede, der wahrlich prophetisch war, obwohl mein Vater das gewisslich nicht vermuten konnte, ich sage, bei diesem letzten Teil seiner Rede bemerkte ich, wie ihm die Tränen in Menge über sein Gesicht stürzten, besonders als er das Schicksal meines in der Schlacht gebliebenen Bruders erinnerte; und als er davon sprach, wie ich Muße zur Reue haben werde, aber keinen, der mir hilfreich zur Seite stünde, da war er so bewegt, dass er im Wort abbrach und zu mir sagte, er könne für jetzt nicht weitersprechen.

Diese Rede ging mir sehr nahe, und in der Tat, wem hätte sie nicht das Herz bewegt? Ich beschloss, nicht weiter ans Reisen zu denken, sondern nach dem Wunsch meines Vaters mich zu Hause einzurichten. Aber ach! In wenigen Tagen waren alle guten Vorsätze verflogen, und um weiteren verdrießlichen Ermahnungen meines Vaters aus dem Weg zu gehen, nahm ich mir – kurz und gut – einige Wochen darauf vor, einfach von daheim auszubreßen. Dennoch handelte ich nicht so überhastet, wie mich die erste Hitze des Entschlusses verleiten wollte, sondern nahm eines Tages meine Mutter, da sie besser aufgelegt schien als gewöhnlich, beiseite und erklärte ihr, meine Gedanken seien so völlig darauf versessen, die Welt zu sehen, dass ich mich niemals mit genügender Kraft an eine andere Sache machen und standhaft dabei bleiben könne; mein Vater solle mir darum lieber zu meinem Entschluss seine Zustimmung geben als mich zwingen, ohne diese fortzugehen. Achtzehn Jahre sei ich jetzt alt, zu alt, um noch zu einem Kaufmann oder Advokaten in die Lehre zu gehen; und wenn ich's auch täte, so würde ich niemals, das sei gewiss, die volle Zeit bei ihm aushalten, sondern sicherlich noch vor Beendigung der Lehrzeit meinem Meister entlaufen und zur See gehen; sie solle meinen Vater doch dazu bewegen, mir wenigstens eine Reise in die Fremde zu verstatten: Käme ich dann nach Hause zurück und es hätte mir nicht gefallen, so wolle ich nicht wieder fortgehen und die Zeit, die ich verloren hätte, mit doppeltem Fleiß wieder einzubringen versprechen.

Diese Worte versetzten meine Mutter in große Aufregung. Sie erklärte mir, sie wisse für sicher, dass es vergebliche Mühe sei, mit meinem Vater über diesen Gegenstand noch einmal zu sprechen; er wüsste zu genau, was zu meinem Besten sei, als dass er seine Zustimmung einem für mich so schädlichen Vorhaben geben werde, und es müsse sie sehr wundernehmen, wie ich denn überhaupt noch an dergleichen denken möchte nach einem solchen Gespräch, in dem mein Vater doch, wie ihr wohl bekannt sei, so freundlich und gütig mir zugeredet habe. Kurz, wenn ich mich selber ins Elend stürzen wolle, so gebe es keinen Rat für mich; doch sollte ich versichert sein, dass ich ihrer beider Einwilligung dazu niemals erlangen werde. Wenn ich mir vorgesetzt habe, in mein Verderben zu laufen, so werde sie nicht ihre Hand noch dazu reichen, und nie solle ich sagen dürfen, dass meine Mutter etwas erlaubt habe, was mein Vater verboten hatte.

Obwohl meine Mutter sich weigerte, mit meinem Vater über meine Pläne zu sprechen, hat sie ihm dennoch, wie ich später erfuhr, den ganzen Diskurs hinterbracht; mein Vater zeigte große Bekümmernis und sagte mit einem Seufzer zu ihr: »Wie könnte der Junge glücklich werden, wollte er nur zu Hau-

se bleiben. Geht er aber in die Fremde, so wird er der unglücklichste Mensch unter der Sonne sein: Ich kann ihm meine Zustimmung nicht geben.«

Es verging noch beinahe ein ganzes Jahr nach dieser Auseinandersetzung, ehe ich von zu Hause ausriß, obschon ich die ganze Zeit hindurch gegenüber allen Vorstellungen, mich doch in einem Beruf einzurichten, hartnäckig taub blieb und obschon ich meinen Eltern häufig vorhielt, warum sie sich so starr gegen meinen Entschluss sperrten, zu dem mich doch meine innerste Neigung treibe, wie sie wohl wüssten. Eines Tages aber, da ich durch Zufall nach Hull gekommen war und ohne alle Absicht, gerade damals wegzulaufen – als ich, wie gesagt, eines Tages in Hull war und einer meiner Kameraden, der auf seines Vaters Schiff nach London fahren sollte, mir zuredete, doch mit ihnen zu fahren, wobei er eines der gewöhnlichen Lockmittel der Seeleute anwandte und sagte, die Fahrt sollte mich nicht einen Heller kosten, da fragte ich weder Vater noch Mutter um Erlaubnis, sandte ihnen auch keine Nachricht, sondern ließ es darauf ankommen, ob sie es erfuhren oder nicht; ich bat nicht um den göttlichen und nicht um den väterlichen Segen, überlegte weder Umstände noch Folgen, sondern begab mich den 1. September 1651 zu einer, Gott weiß es, unglückseligen Stunde, an Bord eines nach London bestimmten Schiffes. Niemals haben wohl die Missgeschicke eines jungen Abenteurers früher angefangen oder länger gedauert als die meinen. Das Schiff hatte noch kaum den Fluss Humber verlassen, da begann auch schon der Wind heftig zu stürmen und die Wellen erhoben sich furchterregend; da ich niemals zuvor auf See gewesen, wurde mein Körper unaussprechlich krank und mein Gemüt zu Tode erschrocken. Jetzt fing ich wohl an, ernstlich über das nachzudenken, was ich getan hatte, und einzusehen, wie gerecht mich nun der Richtspruch des Himmels ereile dafür, dass ich schlechter Mensch meines Vaters Haus verlassen und den schuldigen Gehorsam meinen Eltern gegenüber versäumt hatte. Alle guten Worte meiner Eltern, des Vaters Tränen und der Mutter eindringliches Zureden, kamen mir jetzt frisch ins Gedächtnis; und mein Gewissen, das damals noch nicht so verstockt war wie später, warf mir auf das Heftigste vor, dass ich allen guten Rat in den Wind geschlagen und meine Pflichten gegen Gott und meinen Vater missachtet hatte. Inzwischen tobte der Sturm immer heftiger, und die See, auf der ich noch nie zuvor gewesen war, ging sehr hoch, obwohl es ein Nichts war im Vergleich zu Unwettern, wie ich sie später oftmals erleben sollte, ja nicht einmal im Vergleich zu dem, was ich wenige Tage darauf durchmachen musste. Aber es war doch schlimm genug, um mich tief zu bewegen, war ich doch ein ganz frisch gebäckener Seemann, welcher dergleichen noch nie gesehen hatte. Ich erwartete von jeder Welle, dass sie

uns verschlingen werde, und sooft das Schiff vermeintlich in den Abgrund des Meeres hinunterstürzte, glaubte ich nicht anders, als dass es nicht wieder emportauchen werde; in meiner Todesangst tat ich viele Gelübde, dass ich, wollte Gott mich nur dies eine Mal verschonen und mich jemals meinen Fuß wieder auf trockenes Land setzen lassen, geradenwegs nach Hause zu meinem Vater, meiner Lebtage aber auf kein Schiff mehr gehen würde. Ich würde seinen Rat befolgen und mich nie wieder selbst in ein so großes Elend stürzen. Jetzt erkannte ich klar, wie recht er mit allen seinen Ausführungen über den Mittelstand gehabt hatte, ich sah, wie ruhig und bequem er seine Tage hingebbracht hatte, wie er nie Stürmen zur See noch Unruhen zu Lande ausgesetzt gewesen war, und ich beschloss, wie ein wahrer verlorener Sohn reuevoll in meines Vaters Haus zurückzukehren.

Derlei klugen und einsichtigen Gedanken hing ich die ganze Zeit über nach, solange der Sturm dauerte und sogar noch ein wenig darüber hinaus; am nächsten Tag aber waren Wind und See ruhiger, auch hatte ich angefangen, mich an den Seegang zu gewöhnen. Wohl blieb ich den ganzen Tag über sehr ernst, zumal ich noch leicht seekrank war; aber gegen die Nacht zu klärte das Wetter sich auf, der Wind legte sich, und es folgte ein schöner lieblicher Abend; vollkommen klar ging die Sonne unter und am nächsten Morgen ebenso wieder auf, es gab wenig oder gar keinen Wind, die See war glatt, die Sonne schien darauf: Ich meinte, noch nie etwas Schöneres gesehen zu haben.

Ich hatte die Nacht gut geschlafen, war nicht länger seekrank, sondern guter Dinge, und schaute staunend auf das Meer, das tags zuvor noch wild und schreckenerregend gewesen war, jetzt aber, so kurze Zeit danach, wieder so ruhig und freundlich sein konnte. Und damit meine guten Vorsätze nur ja nicht ausgeführt werden, kommt diesen Augenblick mein Kamerad, der mich zur See verführt hat, zu mir, klopft mir auf die Schulter und sagt: »Nun, Bob, wie hast du's überstanden? Ich wette, du hast dich gefürchtet letzte Nacht, als diese Mütze voll Wind blies?« – »Mütze voll Wind?«, sage ich. »Ein schrecklicher Sturm war das.« – »Ein Sturm, du Narr!«, erwidert er. »Das nennst du einen Sturm? Das war überhaupt nichts. Gib uns nur ein gutes Schiff und eine weite See, und wir lachen über so einen kleinen Windstoß! Aber du bist ja nur ein Süßwassermatrose, Bob; komm, machen wir uns ein Glas Punsch und vergessen wir die Sache. Was sagst du zu diesem herrlichen Wetter?«

Um es kurz zu machen mit diesem traurigen Teil meiner Geschichte: Es begab sich alles nach alter Seemannsweise, der Punsch wurde fertig, ich betrank mich und ersäufte in der Schlechtigkeit dieser einzigen Nacht meine

ganze Reue, alle meine Einsichten über mein vergangenes Betragen und alle guten Vorsätze für die Zukunft. Mit einem Wort: Wie die See, kaum hatte der Sturm nachgelassen, zu ihrer glatten Oberfläche und gleichmäßigen Stille zurückgekehrt war, so vergaß ich, nachdem die Unruhe meiner Gedanken sich gelegt hatte, nachdem ich nicht länger in Angst und Schrecken davor lebte, vom Meer verschlungen zu werden, und nachdem die Flut meiner früheren Begierden zurückgekehrt war – so vergaß ich völlig Gelübde und Versprechen, die ich in der Verzweiflung getan hatte. Zwar wurde ich zwischendurch immer wieder einmal nachdenklich, und die ernsten Gedanken schickten sich, wie es so geht, von Zeit zu Zeit an wiederzukommen; aber ich schüttelte sie ab und hütete mich vor ihnen wie vor der Pest; und indem ich mich fest ans Trinken und an die lustige Gesellschaft hielt, wurde ich bald Herr dieser Anfälle, wie ich das nannte, und in fünf oder sechs Tagen hatte ich einen so vollkommenen Sieg über mein Gewissen errungen, wie nur irgendein junger Mann es sich wünschen konnte, der entschlossen war, sich nicht von seinem Gewissen stören zu lassen. Aber noch wartete eine zweite Prüfung auf mich; wie es die Vorsehung in solchen Fällen zu pflegt, wollte sie auch mir nicht die kleinste Ausrede offenlassen. Hatte ich schon die erste Prüfung nicht zu meiner Errettung genutzt, die nächste sollte wenigstens der Art sein, dass selbst der schlechteste und abgefeimteste Schelm unter uns sowohl die Größe der Gefahr als auch der Göttlichen Barmherzigkeit erkennen musste.

Am sechsten Tag unserer Reise gelangten wir vor die Reede von Yarmouth; wegen des widrigen Windes und der stillen See hatten wir seit dem Sturm nur eine kurze Strecke zurückgelegt. Hier mussten wir vor Anker gehen, und hier blieben wir, weil der Wind noch immer ungünstig, nämlich aus Südwesten blies, sieben oder acht Tage, und in dieser Zeit kamen noch viele andere Schiffe von Newcastle vor dieselbe Reede als an den Ankerplatz, wo die Schiffe gewöhnlich auf guten Wind für die Fahrt flussaufwärts warten konnten.

Wir wären dort nicht so lange geblieben, sondern mit der Flut allmählich den Fluss hinaufgerückt, wenn nicht der Wind allzu stark und, nachdem wir vier oder fünf Tage festgelegen hatten, eher noch stärker geblasen hätte. Da man diese Reede für ebenso sicher hält wie einen Hafen, da der Ankergrund gut und unser Ankertau sehr stark war, waren unsere Leute unbesorgt, fürchteten nicht im Mindesten eine Gefahr, sondern verbrachten die Zeit nach Seemannsweise mit Schlaf und Fröhlichkeit. Am Morgen des achten Tages aber wuchs der Wind beträchtlich, und wir hatten alle Hände voll zu tun, die Topmaststangen zu streichen und alles niet- und nagelfest zu ma-

chen, damit das Schiff so ruhig als möglich vor Anker läge. Gegen Mittag ging die See dann wirklich sehr hoch, unser Schiff tauchte vornüber, etliche Brecher schlugen über das Deck, und ein- oder zweimal schien es uns nicht anders, als ob der Anker im Grund wiche; darauf ließ der Kapitän den Notanker auswerfen, sodass wir nun mit zwei Ankern voraus lagen; auch wurden die Ankertaue länger hinausgelassen.

Der Sturm war jetzt erschrecklich angeschwollen, und nun nahm ich sogar in den Gesichtern unserer Matrosen Angst und Entsetzen wahr. Den Kapitän, so eifrig er auch darauf bedacht war, das Schiff zu erhalten, hörte ich doch, wie er neben mir in seiner Kabine aus- und einging, leise zu sich selber sagen: »Der Herr sei uns gnädig, wir sind alle verloren, wir werden alle umkommen«, und dergleichen mehr. Während des ersten Durcheinanders lag ich ganz still und wie betäubt in meiner Kabine, die sich unterm Steuerstock befand, und ich kann selber nicht beschreiben, wie mir zumute war: Ich konnte nicht gut zu meiner vorigen Reue zurückkehren, die ich augenscheinlich mit Füßen getreten und gegen die ich mich derart verstöckt gezeigt hatte. Auch meinte ich, die Bitterkeit des Todes sei schon überstanden, es werde wie beim ersten auch dieses Mal nicht so schlimm werden. Aber als der Kapitän, wie ich eben berichtete, an mir vorbeiging und sagte, wir wären alle verloren, da erschrak ich zu Tode. Ich stürzte aus der Kabine und blickte um mich; ach, solch einen grässlichen Anblick hatte ich zeitlebens nicht vor Augen bekommen: Wellen, hoch wie Berge, schlugen alle drei oder vier Minuten über unserem Schiff zusammen; wenn ich dann wieder etwas sehen konnte, erblickte ich rings um uns nichts als Jammer und Not. Zwei unweit von uns vor Anker gegangene Schiffe hatten, weil sie zu schwer beladen waren, ihre Mastbäume kappen und über Bord werfen müssen; und unsere Leute schrien, dass ein Schiff, das etwa eine Meile uns voraus vor Anker gelegen hatte, gesunken sei. Zwei andere Schiffe waren von ihren Ankern abgetrieben und aus der Reede hinaus auf gut Glück oder Unglück ins offene Meer gelaufen, und das ohne einen einzigen stehenden Mast. Die leichten Schiffe hatten es noch am besten, sie schlitterten nicht so stark; doch auch von denen trieben zwei oder drei ziellos herum, jagten nahe an uns vorbei und liefen aufs offene Meer hinaus, nur das Sprietsegel vor dem Wind.

Gegen Abend ersuchten der Bootsmann und der Maat den Kapitän, er möge ihnen erlauben, den Fockmast abzuhauen, wozu er zuerst seine Zustimmung verweigern wollte; aber als der Bootsmann schwor, das Schiff werde sonst sinken, war er einverstanden; und als sie den Fockmast abgehauen hatten, stand der Großmast so unsicher da und erschütterte das Schiff, dass sie auch ihn umhauen und über Bord werfen mussten.

Jeder mag selber beurteilen, in was für einem Zustand ich bei alledem gewesen, ich, der Neuling, der dazu erst vor Kurzem und bei viel geringerem Anlass solche Angst ausgestanden hatte. Doch wenn ich heute, aus so weiter Entfernung, meine damaligen Gedanken noch richtig wiedergeben kann, dann war mein Entsetzen darüber, dass ich so rasch von meinen früheren Überzeugungen mich abgewandt und dem ersten gottlosen Entschluss wieder zugekehrt hatte, wohl zehnmal so groß als meine Angst vor dem Tod selbst; und dies, zusammen mit dem Schrecken des Sturms, brachte mich in eine Verfassung, die ich mit Worten nicht zu beschreiben vermag. Aber das Ärgste stand mir noch bevor; der Sturm hielt mit einer Wut an, dass die Seeleute selber gestanden, Ärgeres noch nicht erlebt zu haben. Unser Schiff war gut, aber es war schwer beladen und schwankte dermaßen, dass die Matrosen etliche Mal schrien: »Da, ein Leck!« Es war nur gut für mich, dass ich nicht wusste, was sie mit einem »Leck« meinten, bis ich's später von ihnen erfragte. Mittlerweile war der Sturm so übermächtig geworden, dass ich etwas sah, was man nicht oft zu sehen bekommt: Der Kapitän, der Bootsmann und noch einige, dieverständiger waren als die anderen, waren ins Gebet versunken, da sie jeden Augenblick damit rechneten, dass das Schiff sinken werde. Mitten in der Nacht und mitten in unserer Verzweiflung schrie einer der Matrosen, der eben hinuntergestiegen war, um nachzusehen, wir hätten ein Leck bekommen, ein anderer sagte, es seien schon vier Fuß Wasser unten im Laderaum. Sofort wurden alle zu den Pumpen gerufen. Bei diesem Wort war mir, als ersterbe mir das Herz im Leib, und ich sank rücklings vom Bettrand, auf dem ich gesessen hatte, in die Kajüte hinein. Aber die Leute haben mich auf und sagten, wenn ich schon vorher zu nichts nutze gewesen wäre, so könnte ich doch so gut pumpen wie jeder andere; darauf nahm ich mich zusammen, ging zur Pumpe und arbeitete nach Kräften. Unter dieser Arbeit bemerkte der Kapitän einige leichte Kohlenschiffe, welche, da sie während des Sturms nicht vor Anker bleiben konnten, in See stachen und dabei in unsere Nähe kommen mussten, und er befahl, zum Zeichnen unserer Not einen Schuss abzufeuern. Da ich nicht im Geringsten wusste, was das bedeuten solle, war ich so erschrocken, dass ich dachte, das Schiff wäre geborsten oder sonst etwas Fürchterliches geschehen. Mit einem Wort, ich fiel vor Schrecken in Ohnmacht. Weil aber zu dieser Zeit jeder nur an sich selber denken konnte, kümmerte sich keiner um mich, sondern ein anderer Bootsknecht trat an die Pumpe und schob mich mit dem Fuß zur Seite in der Meinung, ich sei tot; und es dauerte geraume Zeit, ehe ich wieder zu mir kam.

Wir arbeiteten mit aller Kraft, aber da das Wasser immer höher stieg, wurde schnell offenbar, dass das Schiff sinken müsse; und obgleich der Sturm jetzt ein wenig nachließ, konnte sich das Schiff doch nicht mehr lang genug über Wasser halten, als dass wir einen Hafen hätten anlaufen können; daher ließ der Kapitän weiter um Hilfe feuern, und ein leichteres Schiff, das den Sturm gerade vor uns ausgehalten hatte, setzte ein Boot aus, um uns zu Hilfe zu kommen. Unter größter Gefahr gelangte das Boot in unsere Nähe, aber wir konnten nicht hineinsteigen, noch auch konnte das Boot am Schiff anlegen, bis schließlich unsere Leute der Besatzung, die aus Leibeskäften ruderte und ihr Leben wagte, um unseres zu retten, über das Heck ein Seil mit einer Boje daran zuwarfen und dasselbe sehr lang schleifen ließen; mit großer Mühe und Gefahr konnten die Männer im Boot endlich das Seil erreichen, und wir zogen sie bis dicht ans Heck heran und stiegen alle hinein. Nachdem wir alle dort angelangt waren, bemerkten wir sogleich, dass es weder ihnen noch uns gelingen werde, das andere Schiff zu erreichen; wir kamen überein, das Boot treiben zu lassen und es nur so viel als möglich gegen das Ufer zu steuern, und unser Kapitän versprach, dass er das Boot, sollte es an der Küste zerschellen, ihrem Kapitän ersetzen wolle. Teils gerudert und teils getrieben, fuhr unser Boot in nördlicher Richtung an der Küste entlang bis fast nach Winterton Ness.

Noch waren wir keine Viertelstunde von unserem Schiff entfernt, da sahen wir es sinken, und ich begriff zum ersten Mal, was es heißt, wenn ein Schiff auf hoher See absäuft. Ich gestehe, ich wagte kaum, die Augen aufzuschlagen, als die Matrosen mir sagten, dass das Schiff untergehe; denn von dem Augenblick an, da sie mich in das Boot mehr hineingeworfen hatten, als dass ich selber hineingestiegen wäre, lag mein Herz wie tot in mir, teils wegen des überstandenen Schreckens, teils wegen der Qualen meines Gewissens und wegen der Befürchtungen vor meiner ungewissen Zukunft.

Während in dieser ungewissen Lage die Männer an den Rudern sich abarbeiteten, um uns an die Küste heranzubringen, sahen wir, sooft das Boot oben auf den Wellen saß und sich uns die Küste zeigte, dort viele Leute am Strand hin- und herlaufen, die uns helfen wollten, sobald wir erst einmal in der Nähe wären. Aber wir kamen nur langsam vorwärts und erreichten das Ufer erst hinter dem Leuchtturm von Winterton, wo die Küste westlich gegen Cromer abfällt und wo das hohe Ufer so die Heftigkeit des Sturms ein wenig milderte. Hier ruderten wir hinein und gelangten alle, wenn auch nicht ohne große Schwierigkeit, wohlbehalten an Land, und von da gingen wir dann zu Fuß nach Yarmouth, woselbst wir unglücklichen Schiffbrüchigen sowohl vom Magistrat der Stadt, der uns gute Quartiere anwies, als

auch von Privatkaufleuten und Schiffseigentümern mit vieler Nächstenliebe versorgt wurden. Man gab uns auch genügend Geld für die Reise nach London oder zurück nach Hull, je nach unserem Belieben.

Hätte ich damals Verstand gehabt, nach Hull zu fahren und heimzugehen, ich wäre glücklich geworden, und mein Vater hätte, nach dem Gleichnis unseres Heilands, wohl auch das gemästete Kalb für mich geschlachtet; denn zuerst wusste er nichts anderes, als dass das Schiff, in dem ich von Hull abgefahren, auf der Reede vor Yarmouth gesunken sei, und erst geraume Zeit später erhielt er die Gewissheit, dass ich nicht ertrunken war.

Aber mein Unstern trieb mich mit unwiderstehlicher Gewalt weiter, und obwohl mich meine Vernunft und mein besseres Urteil oft genug zur Umkehr mahnten, hatte ich doch keine Kraft dazu. Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, und ich will auch nicht eben behaupten, ein geheimes, allmächtiges Schicksal treibe uns, zu Werkzeugen unseres eigenen Verderbens zu werden und, selbst wo es drohend vor uns steht, gewissermaßen mit offenen Augen in unseren Untergang hineinzulaufen. Jedenfalls konnte wohl nur ein unabwendbarer, vom Schicksal verhängter Unstern, dem zu entfliehen mir nicht möglich war, mich gegen alle ruhigeren Überlegungen und gegen die Beweise meiner innersten Gedanken und der beiden deutlichen Lehren, die mir bei meinem ersten Versuch erteilt worden waren, zu einem solchen Entschluss bringen.

Mein Kamerad, der Sohn des Kapitäns, der zu meiner früheren Verstockung mitgeholfen, war jetzt noch gedrückter als ich. Das erste Mal, als er nach unserer Ankunft in Yarmouth mit mir sprach – das war erst zwei oder drei Tage später, denn wir waren in verschiedenen Herbergen untergebracht –, als wir uns, sage ich, zum ersten Mal wiedersahen, schien mir sein Ton verändert; melancholisch den Kopf schüttelnd, fragte er mich, wie es mir gehe, und erzählte seinem Vater, wer ich sei und dass ich diese Fahrt nur probeweise mitgemacht habe, um dann weiter die Welt zu bereisen. Da wandte sich sein Vater mit einem ernsten und bekümmerten Ausdruck mir zu und sagte: »Junger Mann, Ihr solltet nie wieder zur See gehen, sondern dies für ein sichtbares und offenkundiges Zeichen nehmen, dass Ihr zum Seefahrer nicht geboren seid.« – »Warum, Herr?«, sagte ich. »Wollt Ihr denn auch nicht wieder zur See fahren?« – »Das ist etwas anderes«, sagte er, »es ist mein Beruf und daher meine Pflicht. Aber da Ihr diese Reise nur zur Probe gemacht habt, so seht Ihr wohl, was für einen Vorgeschmack Euch der Himmel gegeben hat von dem Geschick, das Euch, wenn Ihr darauf besteht, noch erwartet. Vielleicht habt überhaupt Ihr, wie Jonas auf dem Schiff nach Tarsis, dies Unglück über uns gebracht. Sagt mir«, fuhr er fort, »was ist Euer

Beruf? Und aus welchen Gründen seid Ihr aufs Meer gegangen?« Darauf erzählte ich ihm einiges aus meinem Leben; als ich geendet hatte, überkam ihn ein seltsam leidenschaftlicher Anfall von Zorn und Wut. »Was habe ich getan«, sagte er, »dass so ein verfluchter Bösewicht auf mein Schiff gekommen ist? Nicht um tausend Pfund wollte ich meinen Fuß noch einmal mit dir zusammen in ein Schiff setzen.« Es war das, wie ich schon sagte, ein Ausbruch seines Gemüts, das noch durch den Kummer über seinen Verlust verstört war, doch ging er darin weiter, als seine Befugnisse mir gegenüber ihm erlaubt hätten. Späterhin redete er wieder sehr ruhig und ernst mit mir, ermahnte mich, zu meinem Vater heimzugehen und das Schicksal nicht noch einmal herauszufordern. Ich solle nur die sichtbare Hand des Himmels gegen mich erkennen, »und, junger Mann«, fuhr er fort, »glaubt mir, wenn Ihr nicht umkehrt, so werdet Ihr überall, wohin Ihr auch geht, nichts als Unglück und Enttäuschung erleben, bis Eures Vaters Worte an Euch erfüllt sind.«

Wir trennten uns bald danach, denn ich antwortete ihm nur kurz und sah ihn auch später nicht wieder. Wohin er ging, weiß ich nicht. Ich selber reiste, da ich etwas Geld in der Tasche hatte, auf dem Landweg nach London und hatte dort wie auch unterwegs manchen Kampf mit mir selber zu bestehen, welchen Lebensweg ich einschlagen und ob ich nach Haus oder aber aufs Meer gehen sollte.

Bei dem Gedanken an die Heimkehr stellte meinen besten inneren Regungen die Scham sich entgegen; sogleich dachte ich daran, wie die Nachbarn über mich lachen würden und wie ich selber mich schämen würde, nicht nur meinem Vater und meiner Mutter, sondern jedermann unter die Augen zu kommen; seither habe ich oft bemerkt, wie ungereimt und unverständlich gemeinhin die Haltung der Menschen, besonders der jungen, der Vernunft gegenüber ist, die sie doch in solchen Fällen führen sollte: dass sie sich zwar nicht schämen zu sündigen, wohl aber die Sünden zu bereuen; dass sie sich nicht ihrer Handlungen schämen, deretwegen sie zu Recht für Narren geachtet werden, wohl aber der Umkehr, die ihnen doch allein den Namen eines verständigen Mannes wieder eintragen könnte.

In diesem Zustand verharrte ich indes noch einige Zeit und wusste nicht recht, was ich anfangen und was für eine Lebensweise ich wählen sollte. Mein Widerwille gegen eine Heimkehr war noch immer unbezwingerbar; und nachdem ich eine Weile in London gelebt hatte, vergaß ich die ausgestandene Not, und mit ihr verschwand auch die ohnehin geringe Lust, nach Hause zu gehen, bis ich schließlich jeden Gedanken daran verjagte und mich nach einer Reisegelegenheit umsah.

Der böse Geist, der mich zuerst von meines Vaters Haus trieb, der mir den unreifen und kindischen Gedanken eingab, mein Glück in der Fremde zu suchen, der meine Sinne so einnahm, dass ich jedem guten Rat, allem Zureden, ja den Befehlen meines Vaters gegenüber taub geworden war – eben dieser böse Geist, oder was es sonst gewesen sein mag, führte mich zu dem unseligsten aller Unternehmungen, und so begab ich mich an Bord eines nach Afrika segelnden Schiffes oder, wie die Seeleute ein solches gemeinhin nennen, eines Guineafahrers.

Es war mein großes Missgeschick, dass ich mich in allen diesen Abenteuern nicht als Matrose anheuern ließ; hätte ich dabei vielleicht auch mehr arbeiten müssen als sonst, so hätte ich doch die Pflichten und den Dienst eines Matrosen erlernt und mich vielleicht mit der Zeit zum Maat oder Steuermann oder gar zum Kapitän emporgearbeitet. Allein wie mein Schicksal mich immer das Falsche tun hieß, so ging's auch hier; weil ich Geld in der Tasche und gute Kleider am Leib hatte, ging ich immer nur als Gentleman an Bord, sodass ich auf dem Schiff nichts zu tun hatte und auch nichts lernte.

Zum Glück geriet ich in London anfangs in recht gute Gesellschaft, was einem jungen, ganz auf sich gestellten Burschen wie mir nicht immer geschieht; meistens ist der Teufel schnell mit einer Fußangel bei der Hand. Doch mir ging's besser. Ich lernte einen Kapitän kennen, der gerade von Guinea kam und, da er guten Erfolg dort gehabt hatte, wieder hinwollte. Da er nun an meinem Umgang, der zu der Zeit nicht uneben war, Gefallen fand und von mir hörte, dass ich gern die Welt sehen wollte, bedeutete er mir, wenn ich Lust hätte, mit ihm zu gehen, dann sollte es mich nichts kosten; ich könnte mit ihm an seiner Tafel essen und in seiner Kajüte schlafen, und wenn ich etwas an Waren mitnehmen wollte, so würde er für ein vorteilhaftes Geschäft schon sorgen; vielleicht werde mich das zu weiterem Handel ermutigen.

Ich nahm das Angebot an, schloss eine enge Freundschaft mit diesem Kapitän, der ein ehrlicher, aufrichtiger Mann war, und trat die Reise mit ihm an. Ich nahm ein kleines Kapitälchen mit, das sich aber durch die selbstlose Redlichkeit meines Freundes beträchtlich vermehrte; ich hatte nämlich etwa 40 Pfund Sterling nach Anweisung des Kapitäns in verschiedenen Kleinkram angelegt. Diese 40 Pfund hatte ich mithilfe einiger Verwandter zusammengebracht, mit denen ich deshalb korrespondierte und die wahrscheinlich meinen Vater oder wenigstens meine Mutter dazu überredet hatten, so viel zu meinem ersten Unternehmen beizusteuern.

Dies war von allen meinen Reisen die einzige, die man erfolgreich nennen könnte, was ich der Anständigkeit und Ehrlichkeit meines Freundes,

des Kapitäns, zu verdanken hatte, unter dem ich mir auch eine ziemliche Kenntnis der Mathematik und der Schiffahrtsregeln erwarb, ich lernte, wie man den Kurs eines Schiffes bestimmt, wie man eine Standortsberechnung macht, und auch sonst mancherlei, was ein Seemann wissen muss: Denn wie es ihm Freude machte zu lehren, so machte es mir auch Freude zu lernen. Die Reise machte sowohl einen Seemann als auch einen Kaufmann aus mir, brachte ich doch 5 Pfund und 9 Unzen Goldstaub nach Hause, die mir in London nach meiner Rückkehr fast 300 Pfund Sterling eintrugen. Und dieser Erfolg füllte mir den Kopf mit hochfliegenden Gedanken, die mich seither ins Unglück gebracht haben.

Freilich hatte ich selbst auf dieser Reise manche Not auszustehen, vor allem weil ich ständig krank war, da mich die unmäßige Hitze des Klimas in ein heftiges Fieber geworfen hatte; denn wir handelten vor allem an der Küste, und zwar zwischen dem 15. nördlichen Breitengrad bis hinunter zum Äquator.

Ich galt nun als ein alter Guineafahrer, und da zu meinem großen Unglück mein Freund bald nach unserer Rückkehr starb, beschloss ich, noch einmal die gleiche Reise zu machen, und schiffte mich auf demselben Schiff wieder ein, zusammen mit einem, der auf der vorigen Reise sein Maat gewesen war und jetzt das Kommando über das Schiff hatte. Es war die unseligste Reise, die je ein Mensch unternommen hat; denn obwohl ich von meinem neu erworbenen Reichtum nur etwa 100 Pfund mitnahm, 200 Pfund aber bei der Witwe meines Freundes ließ, die es aufrichtig mit mir meinte, geriet ich doch auf dieser Fahrt in das schrecklichste Unglück. Es begann damit, dass unser Schiff, das Kurs auf die Kanarischen Inseln hielt oder vielmehr zwischen diesen Inseln und der Küste von Afrika durchsteuern wollte, im Morgengrauen von einem türkischen Seeräuber aus Salé aufgebracht wurde, der mit vollen Segeln hinter uns herjagte. Wir spannten alles auf, was auf unseren Masten und Rahen nur Platz fand, um ihm aus den Augen zu kommen; da wir aber merkten, dass der Seeräuber ausholte und uns in wenigen Stunden sicherlich eingeholt haben würde, richteten wir uns auf einen Kampf ein. Unser Schiff hatte 12, der türkische Bluthund jedoch 18 Geschütze. Gegen drei Uhr nachmittags war er hinter uns, und da er aus Versehen anstatt quer an unserem Heck, wie er wohl im Sinn gehabt hatte, gerade an unserem Halbdeck vorbeidrehte, richteten wir acht von unseren Geschützen auf ihn und feuerten eine Breitseite ab, die ihn abgieren ließ, allerdings erst, nachdem er unser Feuer erwidert und die fast 200 Mann, die er an Bord hatte, uns mit einer Salve aus ihren Musketen hatte überschütten lassen. Dennoch wurde keiner von uns verwundet, da wir alle in Deckung blieben.

Darauf machte er Anstalten zu einem neuen Gefecht, wir zur Verteidigung; diesmal aber legte er an der anderen Seite bei uns an, 60 Mann enterten und begannen sofort, auf die Decks und das Takelwerk einzuschlagen und einzuhacken. Wir hießen sie mit Musketen, Picken, Pulverkisten und dergleichen willkommen und jagten sie zweimal vom Verdeck. Allein, damit ich diesen traurigen Teil unserer Geschichte nur kurz mache, als unser Schiff nun ganz kampfunfähig, drei Männer getötet und acht verwundet waren, mussten wir uns ergeben und wurden alle gefangen nach Salé, einem Hafen der Mohren, geschleppt.

Man behandelte mich dort gar nicht so schlecht, wie ich anfangs befürchtet hatte, auch wurde ich nicht wie die anderen ins Innere des Landes und an den kaiserlichen Hof geschleppt, sondern der Räuberkapitän behielt mich als den ihm zustehenden Teil der Beute und machte mich, der ich jung und hurtig und für seine Zwecke geschickt war, zu seinem Sklaven. Die plötzliche Veränderung meiner Umstände von einem Kaufmann zu einem armeligen Sklaven hatte mich völlig überwältigt. Jetzt fiel mir wieder ein, was mein Vater mir prophezeit hatte, dass ich nämlich ins Elend geraten und niemanden finden würde, mir zu helfen, und ich meinte, das alles hätte sich nun erfüllt und es könnte nicht mehr schlechter kommen; nun sei ich allein in Gottes Hand und ohne seine Gnade ganz verloren. Aber ach! Dies war erst ein Vorgeschmack weit größeren Elends, wie man aus der Fortsetzung meiner Geschichte bald erfahren wird.

Da mich nun mein neuer Patron oder Herr in sein Haus genommen hatte, hoffte ich, er würde mich auch mitnehmen, wenn er wieder zur See ging; vielleicht brächte dann ihn seinerseits ein spanisches oder portugiesisches Kriegsschiff auf, und ich käme bei dieser Gelegenheit wieder auf freien Fuß. Aber diese Hoffnung wurde bald zerstört, denn wenn er zur See ging, ließ er mich an Land zurück, damit ich seinen kleinen Garten betreute und die üblichen Sklavendienste im Haus verrichtete; kam er dagegen von seiner Kreuzfahrt nach Haus, so musste ich in der Kajüte schlafen und das Schiff hüten.

Hier sann ich nun über nichts anderes nach, als ob und auf welche Weise ich fliehen könnte, aber es kam mir auch nicht das Geringste in den Sinn. Es gab keinen Weg, der die Möglichkeit einer Flucht wahrscheinlich hätte erscheinen lassen, hatte ich doch keine Menschenseele, der ich mich anvertrauen und mit der ich mich aufs Meer hinaus hätte wagen können. Da war kein Mitsklave, kein anderer Engländer, Irländer oder Schottländer, nur ich ganz allein; so hatte ich denn zwei Jahre lang immer die süße Vorstellung, aber nie die geringste tatsächliche Möglichkeit einer Flucht.

Nach ungefähr zwei Jahren ereignete sich jedoch ein seltsamer Vorfall, der mir die alten Gedanken an eine Flucht wieder frisch in den Kopf setzte. Mein Patron lag dazumal länger als sonst zu Hause, ohne sein Schiff instand zu setzen, was, wie ich hörte, auf Geldmangel zurückzuführen war; derweil fuhr er regelmäßig ein- oder zweimal die Woche, manchmal auch öfter, wenn das Wetter gut war, mit der Schiffspinasse auf die Reede hinaus zum Fischen. Er ließ sich dabei immer von mir und einem jungen Morisken rudern, wir unterhielten ihn gut, und ich war sehr geschickt beim Fischefangen, sodass er mich manchmal mit einem Mohren, einem Verwandten von ihm, und dem Jungen, den sie den »Moresco« nannten, hinausschickte, um eine Mahlzeit Fische für ihn zu holen.

Als wir eines ruhigen, stillen Morgens zum Fischen ausfuhren, stieg ein so dichter Nebel auf, dass wir, obgleich keine halbe Seemeile von ihr entfernt, die Küste doch ganz aus den Augen verloren; wir ruderten aufs Gerautewohl den ganzen Tag und die ganze Nacht und fanden am nächsten Morgen, dass wir seewärts statt landwärts gefahren waren und nun wenigstens zwei Seemeilen vor der Küste hielten. Dennoch kamen wir heil nach Hause, wenn auch mit Mühe und nicht ohne Gefahr, denn der Morgenwind wehte sehr kräftig, und vor allem waren wir beide ausgehungert.

Durch diesen Unfall gewarnt, beschloss unser Patron, künftig vorsichtiger zu sein; und da er das Beiboot unseres von ihm aufgebrachten Schiffes noch neben dem seinen liegen hatte, beschloss er, nie wieder ohne Kompass und etwas Proviant fischen zu fahren. Er befahl daher seinem Schiffszimmermann, ebenfalls einem englischen Sklaven, ein kleines Wohnhaus oder eine Kajüte in der Mitte des Beibootes zu bauen, wie auf einer Barke, mit genug Platz dahinter, um zu steuern und die Großschoten einzuholen, und mit Platz davor für ein oder zwei Mann, welche die Segel hissen und wenden könnten. Das Boot hatte ein sogenanntes Hammelkeulensegel, der Klüberbaum hing über dem Dach der Kajüte, die sehr schmal und niedrig war, gerade groß genug, dass der Patron und ein oder zwei Sklaven drin liegen konnten und dass dazu Esstisch und mehrere Kästchen Platz fanden, die von ihm ausgesuchte Getränke enthielten, vor allem aber Brot, Reis und Kaffee.

Mit diesem Boot fuhren wir nun häufig fischen, und da ich sehr geschickt dabei war, fuhr er nie ohne mich aus. Einmal hatte er sich vorgenommen, zum Vergnügen oder auch nur zum Fischfang mit zwei oder drei vornehmen Mohren aus dem Ort hinauszufahren, und hatte außerordentliche Vorbereitungen dafür getroffen; in der Nacht hatte er daher mehr Proviant als sonst an Bord schaffen lassen und mir befohlen, drei Flinten mit Pulver und

Schrot bereitzuhalten, denn er wollte sich nicht nur mit Fischen, sondern auch mit Vogelschießen vergnügen.

Ich machte alles fertig, wie er's befohlen hatte, und wartete am nächsten Morgen mit dem sauber gewaschenen Boot auf ihn, Flaggen und Wimpel waren gehisst, alles war bereit zum Empfang der Gäste. Nach einiger Zeit kam jedoch der Patron allein und sagte, seine Gäste hätten geschäftshalber absagen müssen, ich sollte aber mit dem Mohren und dem kleinen Jungen zum Fischen hinausfahren, denn seine Freunde würden den Abend bei ihm speisen; ich sollte mit meinem Fang so schnell als möglich zurückkehren. Ich machte mich also auf.

In diesem Augenblick befiehl mir wieder meine früheren Fluchtgedanken; denn ich sah, dass ich das kleine Schiff bald in meiner Gewalt haben könnte. Als mein Herr gegangen war, traf ich alle Anstalten, nicht zum Fischfang, sondern zu einer Reise, wenn ich auch nicht wusste und auch nicht überlegte, wohin ich mich wenden sollte; nur fort von hier, wohin, das galt mir gleich.

Meine erste Sorge war, wie ich dem Mohren auf gute Art befehlen konnte, noch mehr zu unserem Unterhalt an Bord zu schaffen. Ich sagte ihm also, es schicke sich nicht für uns, von unseres Herrn Brot zu essen; er gab mir recht, und so holte er einen großen Korb mit Zwieback, wie sie ihn dort backen, und drei Krüge mit frischem Wasser an Bord. Ich wusste, wo des Patrons Flaschenkiste stand, die dem Aussehen nach aus einer englischen Beute stammten musste, und während der Mohr an Land war, schleppete ich sie ins Boot und verstaute sie, als ob sie für unseren Patron hierhergebracht worden wäre; auch einen großen Klumpen Bienenwachs, über 50 Pfund schwer, verstaute ich im Boot, dazu ein Knäuel Segeldraht oder Bindfaden, ein Beil, Säge und Hammer, alles Dinge, die uns später sehr nützlich waren, besonders das Wachs, aus dem wir Kerzen machten. Noch einmal hielt ich den Mohren zum Narren, und wieder ließ er sich in unschuldiger Weise übertölpeln. Sein Name war Ismael, sie riefen ihn aber Muly oder Moely; also rief ich ihn und sagte: »Muly, wir haben die Flinten des Patrons an Bord, kannst du nicht etwas Pulver und Schrot holen? Vielleicht laufen uns ein paar Alken (eine Art großer Seevögel) über den Weg, und ich weiß, dass der Patron Munition im Schiff liegen hat.« – »Ja«, sagt er, »ich will es holen«, und wirklich brachte er einen großen Lederbeutel, gefüllt mit etwa anderthalb Pfund Pulver oder mehr, einen anderen mit fünf oder sechs Pfund Schrot, dazu einige Kugeln; dann packte er alles miteinander ins Boot. Zur gleichen Zeit hatte ich in der großen Kabine noch etwas Pulver von meinem Herrn gefunden, welches ich nun in eine der großen Flaschen aus der Kiste füllte;

was darin gewesen war, leerte ich in eine andere Flasche. Mit allem Nötigen versehen, verließen wir also den Hafen, um zu fischen. Das Kastell in der Hafeneinfahrt kannte uns und beachtete uns daher nicht. Wir waren noch keine englische Meile vom Hafen entfernt, da holten wir die Segel ein und begannen zu angeln. Der Wind blies, meinem Wunsch entgegen, von Nord-nordost; wäre er nämlich von Süden gekommen, so hätte ich hoffen dürfen, die spanische Küste oder zumindest die Bucht von Cádiz zu erreichen; aber ich war fest entschlossen, der Wind wehe nun, woher er wolle, aus diesem grässlichen Ort zu entfliehen und alles Übrige dem Schicksal zu überlassen.

Nachdem wir einige Zeit gefischt, aber nichts gefangen hatten – denn wenn etwas bei mir anbiss, zog ich's doch nicht herauf, damit der Mohr es nicht bemerke –, sagte ich zu diesem: »So geht es nicht, das wird unserem Patron nicht genügen, wir müssen weiter hinaus.« Der Mohr, nichts Böses ahnend, stimmte zu, und da er vorn im Boot stand, setzte er die Segel; ich aber, der ich das Ruder hielt, steuerte das Boot eine gute Seemeile weiter hinaus und drehte es dann, als ob es wieder zum Fischen gehen sollte; dann gab ich dem Jungen das Steuer, lief nach vorn zum Mohren, tat so, als ob ich mich hinter ihm nach etwas bückte, fasste ihn unversehens mit dem Arm unter seinen Kniekehlen und warf ihn über Bord und ins Meer; er kam gleich wieder hoch, denn er schwamm wie ein Korken, rief mir zu und flehte mich an, ihn aufzunehmen, er wolle mit mir durch die ganze Welt gehen. Er schwamm so kräftig hinter dem Boot her, dass er mich bald erreicht haben musste, zumal wir nur wenig Wind hatten; also ging ich in die Kabine, holte eine von den Vogelflinten, richtete sie auf ihn und rief ihm zu, ich hätte ihm bisher nichts zuleide getan und wollte es auch weiter so halten, woffern er sich meinem Geheiß fügte. »Du kannst gut genug schwimmen«, sagte ich, »die See ist ruhig, du kannst das Ufer erreichen, schwimm nur immer darauf los, so will ich dir nichts tun. Wenn du aber ans Boot herankommst, schieße ich dir durch den Kopf, denn ich bin entschlossen, meine Freiheit zu haben.« Darauf kehrte er um und schwamm auf die Küste zu, und ich zweifle nicht, dass er sie erreicht hat, denn er war ein ausgezeichneter Schwimmer.

Ich hätte ja auch den Mohren mit mir nehmen und dafür den Jungen über Bord werfen können, aber ich traute dem Mohren nicht. Als er weg war, wandte ich mich zu dem Jungen, der Xury hieß, und sagte: »Xury, wenn du mir treu bleibst, will ich einen großen Mann aus dir machen, wenn du dir aber nicht ins Gesicht schlägst zum Zeichen, dass du mir treu sein willst – das heißtt, bei Mohammed und seines Vaters Bart schwören –, »muss ich auch dich ins Meer werfen.« Der Junge lächelte mich an und redete so un-

schuldig, dass ich ihm nicht misstrauen konnte; er schwor, mir treu zu dienen und mit mir durch die ganze weite Welt zu gehen.

Solange der schwimmende Mohr noch in Sicht war, hielt ich Kurs aufs offene Meer hinaus und segelte hart am Wind, um sie glauben zu machen, wir segelten auf die Meerenge zwischen Afrika und Spanien zu, was ja ohnedies jeder vernünftige Mensch annehmen musste; denn wer hätte glauben können, wir seien südwärts gesegelt auf die Küste der Barbaren zu, wo ganze Völker von Schwarzen uns mit ihren Kanus umzingeln und schließlich umbringen würden und wo wir uns nicht an Land wagen könnten, ohne von wilden Tieren oder noch wilderen Menschen ohne Erbarmen verschlungen zu werden?

Allein sobald es am Abend dunkel geworden war, änderte ich meinen Kurs und steuerte geradewegs Süd zu Ost, immer etwas nach Osten geneigt, damit ich an der Küste blieb, die See war glatt, der Wind blies kräftig, ich machte daher so gute Fahrt, dass ich am nächsten Nachmittag gegen drei Uhr, als ich zum ersten Mal Land sichtete, mindestens 150 Meilen südlich von Salé sein musste, weit entfernt bereits vom Gebiet des Kaisers von Marokko oder irgendeines anderen Königs; denn wir sahen keinen Menschen.

Aber der Schrecken vor den Mohren und die Angst, ihnen wieder in die Hände zu fallen, lagen mir noch so in den Knochen, dass ich nicht einhalten noch vor Anker oder an Land gehen wollte; da der Wind günstig blieb, segelte ich auf diese Art noch weitere fünf Tage. Dann drehte sich der Wind nach Süden, und ich nahm an, dass die Mauren, sofern sie mir Schiffe nachgeschickt hätten, nunmehr die Verfolgung aufgeben würden. Also wagte ich mich an die Küste heran und ging in der Mündung eines kleinen Flusses vor Anker, ohne über dessen Lage und Beschaffenheit Bescheid zu wissen, ohne den Breitengrad, das Land, das Volk oder den Namen des Flusses zu kennen. Ich sah keinen Menschen noch wünschte ich, einen zu sehen. Was uns jedoch vor allem fehlte, war frisches Wasser. Als wir in die Bucht kamen, war es Abend, und so beschlossen wir, bei Einbruch der Dunkelheit an Land zu schwimmen und die Gegend zu erkunden. Aber kaum war es Nacht, so hörten wir einen grässlichen Lärm: Bellen, Brüllen und Heulen von wilden Tieren, die wir nicht kannten, sodass der arme Junge vor Angst fast umkam und mich inständig bat, ja nicht vor Tag an Land zu gehen. »Gut, Xury«, sagte ich, »dann gehe ich nicht, aber bei Tag treffen wir vielleicht auf Menschen, die für uns noch gefährlicher sind als diese Löwen.« – »Dann geben wir ihnen das Schussgewehr«, sagte Xury lachend, »und machen sie weglaufen.« So war das Englisch, das Xury aus den Unterhaltungen mit uns Sklaven gelernt hatte. Ich war froh, dass der Junge wieder lustig war, und gab ihm einen Schluck aus der Kiste des Patrons. Xury

ry hatte mich gut beraten, ich folgte ihm, wir ließen unseren kleinen Anker fallen und lagen die ganze Nacht über still; ich sage still, denn wir taten kein Auge zu! Nach zwei oder drei Stunden sahen wir nämlich riesige Tiere von allerhand Gattung, deren Namen wir nicht kannten, ans Ufer kommen und ins Wasser springen, sich wälzen und suhlen und waschen, um sich abzukühlen; dabei machten sie ein so grässliches Gebrüll und Geheul, wie ich dergleichen mein Lebtage nicht gehört hatte.

Xury war zu Tode erschrocken, und mir erging es nicht besser; aber unser Entsetzen stieg noch, als wir eines dieser Ungeheuer auf unser Boot zuschwimmen hörten; wir konnten es nicht sehen, aber wir bemerkten an seinem Schnauben, dass es eine ungeheure, wilde, grimmige Bestie sein musste. Xury sagte, es sei ein Löwe, und vielleicht war es auch wirklich einer; der arme Junge schrie, ich solle doch den Anker lichten und wegrudern. »Nein, Xury«, sagte ich, »wir können unser Ankertau mit der Boje länger ausziehen und weiter aufs Meer hinausgehen, sie kommen uns nicht nach.« Kaum hatte ich das gesagt, so sah ich das Untier (was immer es auch sein mochte) zwei Ruderlängen von mir auftauchen, was mich nicht wenig erschreckte; doch lief ich eilends zur Kajüte, nahm meine Flinte und schoss auf die Bestie, die augenblicks umkehrte und ans Ufer schwamm.

Der entsetzliche Lärm, das fürchterliche Schreien und Heulen, das sich nach diesem Schuss am Ufer wie auch weiter drinnen im Land erhob, ist nicht zu beschreiben; dergleichen hatten diese Bestien vielleicht noch nie gehört. Jedenfalls war ich nun völlig davon überzeugt, dass wir des Nachts an Land nichts verloren hätten; ob es tagsüber ratsam sei, war eine andere Frage, denn es war nicht weniger gefährlich, in die Hände der Wilden als unter die Löwen und Tiger zu fallen; vor beidem war uns zumindest gleich bange. Wie dem auch sei, wir waren gezwungen, an irgendeiner Stelle an Land zu gehen und frisches Wasser zu holen, hatten wir doch keine Viertelpinte mehr im Boot; wann und wo wir das tun sollten, darum ging es nun. Xury sagte, ich sollte ihn mit einem Krug an Land gehen lassen, er wolle schon Wasser aufstreiben und mir bringen. Ich fragte ihn, warum nicht umgekehrt ich gehen und er im Boot bleiben sollte; darauf antwortete er so treuherzig, dass ich ihn ein für alle Mal lieb gewann. Er sagte: »Wenn wild Mann kommt, mich essen, du gehst weg.« – »Xury«, sagte ich, »wir gehen zusammen weg, und wenn wilde Männer kommen, töten wir sie, sie sollen keinen von uns essen.« Darauf gab ich Xury ein Stück Zwieback und einen Schluck aus der schon erwähnten Flaschenkiste des Patrons; wir holten das Boot so nahe an die Küste, als wir für richtig hielten, und wateten an Land mit nichts als unseren Waffen und zwei Wasserkrügen in Händen.

Ich getraute mich nicht, das Boot aus den Augen zu lassen, aus Angst, es könnten Wilde in ihren Kanus den Fluss herunterkommen; der Junge aber gewahrte eine kleine Senke, etwa eine Meile landeinwärts, und lief dahin, und nach einer Weile erblickte ich ihn wieder, wie er zurückgerannt kam. Ich dachte schon, er werde von einem Wilden verfolgt, und lief ihm entgegen, um ihm zu helfen, aber als ich näher war, sah ich etwas über seine Schulter hängen; ein Tier nämlich, das er geschossen hatte; es sah wie ein Hase aus, aber von anderer Farbe und mit längeren Läufen. Wir waren sehr froh darüber, das Fleisch war ausgezeichnet; noch schöner aber war die Nachricht, dass Xury frisches Wasser gefunden hatte und keinem Wilden dabei begegnet war.

Später fanden wir freilich heraus, dass wir gar nicht so weit nach Wasser hätten suchen müssen; wir brauchten nur von der Bucht, in der wir vor Anker lagen, ein wenig flussaufwärts gehen, da war das Wasser nach verlaufener Flut, die ohnedem nicht weit hinaufreichte, frisch genug, so füllten wir unsere Krüge, taten uns gütlich an unserem Hasenbraten und machten uns auf den Weg, da wir in dieser Gegend bisher keine menschlichen Fußstapfen wahrgenommen hatten.

Da ich schon früher einmal an dieser Küste gewesen war, war mir wohl bekannt, dass die Kanarischen und auch die Kapverdischen Inseln nicht weit von da abliegen. Aber weil ich keine Instrumente hatte, um unseren Breitengrad zu berechnen, und auch nicht genau wusste oder mich erinnerte, auf welchem Breitengrad diese Inseln lagen, hatte ich keine Vorstellung, wo ich nach ihnen ausschauen oder in welcher Richtung ich Kurs auf sie halten sollte, sonst wäre es mir wohl leicht geworden, sie zu finden. So hatte ich nur die Hoffnung, dass wir, wenn wir uns immer entlang der Küste hielten bis dorthin, wo die englischen Handelsschiffe liegen, einem dieser Schiffe auf seinem üblichen Handelsweg begegnen und uns von ihm aufnehmen lassen könnten.

Nach meiner Berechnung musste die Gegend, wo ich mich befand, jenes Gebiet sein, das zwischen der Herrschaft des Kaisers von Marokko und der der Schwarzen liegt, ein wüstes, nur von wilden Tieren bewohntes Landstück, da die Schwarzen aus Furcht vor den Mohren weiter südwärts gezogen waren, die Mohren wiederum sich wegen der Unfruchtbarkeit der Gegend hier nicht ansiedeln mochten. Beide hatten es vermutlich vor allem der ungeheuren Anzahl von Löwen, Tigern, Leoparden und anderen wilden Bestien wegen verlassen, die sich da aufhielten, sodass die Mohren es nur zur Jagd brauchen, zu der dann immer gleichsam eine Armee von 2000 bis 3000 Mann aufbricht. Und wirklich sahen wir die 100 Meilen, die wir diese

Küste entlangfuhren, tagsüber nichts als weites, unbewohntes Land und hörten des Nachts nichts als das Heulen und Brüllen der wilden Tiere.

Ein- oder zweimal vermeinte ich, bei Tageslicht den Pik von Teneriffa erkennen zu können, den höchsten Gipfel des Teneriffagebirges auf den Kanarischen Inseln, und es trieb mich gewaltig, die Fahrt dahin zu wagen; nachdem ich es zweimal versucht hatte, ungünstige Winde mich aber immer wieder zurückwarfen, die See auch zu hoch ging für mein kleines Schiff, beschloss ich, bei meinem ersten Plan zu bleiben und mich weiter entlang der Küste zu halten.

Nachdem wir diese Gegend verlassen hatten, musste ich noch öfters landen, um frisches Wasser zu holen. Besonders einmal gingen wir am frühen Morgen vor einer ziemlich hohen Landspitze vor Anker und blieben dort liegen, um die eben beginnende Ebbe abzuwarten; da rief plötzlich Xury, der sich anscheinend viel eifriger umsah als ich, mich leise an und sagte, wir täten gut daran, uns etwas von der Küste zu entfernen. »Denn sieh nur«, sagte er, »was dort bei dem kleinen Hügel für ein grässliches Untier liegt und schläft.« Ich folgte mit den Augen seinem ausgestreckten Finger und sah ein in der Tat fürchterliches Ungeheuer, es war ein riesiger Löwe, der da am Ufer lag, im Schatten einer Felswand, die gleichsam über ihm hing. »Xury«, sagte ich, »geh ans Ufer und töte ihn.« Der Junge sah erschrocken drein und sagte: »Ich töten! Er isst mich, ein Beiß.« Mit einem Bissen, meinte er. Ich drang nicht weiter in ihn, sondern hieß ihn nur still liegen, nahm unsere große Flinte, die fast so groß wie eine Muskete war, lud sie mit einem tüchtigen Schuss Pulver und zwei Stück Eisen; dann legte ich sie nieder. In die andere Flinte tat ich zwei Musketenkugeln, und in die dritte, denn wir hatten drei, steckte ich fünf kleinere Kugeln. Mit der ersten Flinte zielte ich ganz scharf auf seinen Kopf, allein er hielt einen Fuß ein wenig über die Nase, sodass das Eisen den Fuß am Knie traf und den Knochen zerschlug. Zuerst fuhr er knurrend auf, als er aber merkte, dass sein Fuß gebrochen war, stürzte er wieder hin, erhob sich dann auf drei Beinen und stieß das furchtbarste Geheul aus, das ich je gehört habe. Ich war ein wenig bestürzt, dass ich ihn nicht am Kopf getroffen hatte, ergriff sogleich die zweite Flinte, und obwohl er fortzuhinken begann, schoss ich und traf ihn diesmal in den Kopf, und hatte meine Lust daran, wie er niedersank und nicht mehr viel Lärm machte, sondern ums Leben kämpfend dalag. Jetzt fasste Xury sich ein Herz und wollte ans Ufer. »Geh nur«, sagte ich; da sprang er ins Wasser, hielt die kleine Flinte in einer Hand und schwamm mit der anderen Hand ans Ufer, ging ganz nahe an das Vieh heran, hielt ihm das Mundstück der Flinte ins Ohr und schoss ihm noch einmal in den Kopf, und das gab dem Löwen den Rest.

Nun, das war etwas für die Jagdlust, aber nichts für den Hunger, und mir war sehr leid um die drei Ladungen Pulver und Schrot für ein Tier, das uns zu nichts nütze war. Doch Xury sagte, er wollte etwas von ihm haben; er kam also an Bord und bat mich um das Beil. »Wozu, Xury?«, sagte ich. »Sein Kopf ich abschneiden«, erwiederte er. Seinen Kopf abschneiden konnte er aber nicht, er musste sich mit einem Fuß begnügen und brachte ihn zum Boot, der Fuß war ungeheuer groß.

Ich überlegte, ob nicht das Fell uns auf die eine oder andere Art noch nützlich sein könnte, und beschloss, es dem Löwen, wenn möglich, abzu ziehen. Xury und ich machten uns also ans Werk; aber Xury verstand das Handwerk viel besser als ich, der ich nur schlecht damit zurechtkam. Wir hatten alle beide den ganzen Tag damit zu tun, bis wir ihm endlich die Haut ganz abgezogen hatten. Wir breiteten das Fell auf dem Dach unserer Kajüte aus, in zwei Tagen war es von der Sonne getrocknet, und ich verwendete es später als Unterdecke.

Nach diesem Aufenthalt segelten wir zehn oder zwölf Tage beständig in Richtung Süden, waren sparsam mit unserem Proviant, der rasch zur Neige ging, und landeten nur, wenn wir kein frisches Wasser mehr hatten. Mein Plan war, den Fluss Gambia oder den Senegal zu erreichen, das heißt also etwa das Gebiet von Kap Verde, wo ich hoffte, auf europäische Schiffe zu stoßen. Sollte mir das nicht gelingen, so blieb mir nichts übrig, als mich auf die Suche nach den Inseln zu machen oder dort unter den Negern elend umzukommen. Ich wusste, dass alle Schiffe von Europa, die entweder nach der Küste von Guinea oder nach Brasilien oder nach Ostindien fuhren, das Kap oder die Inseln besuchten; kurz, ich setzte mein Schicksal allein auf diesen einen Punkt: Entweder ich traf auf ein Schiff, oder ich musste zugrunde gehen.

Nachdem ich meinem Entschluss, wie ich schon gesagt habe, weitere zehn Tage lang gefolgt war, begann ich zu merken, dass das Land bewohnt war. An zwei oder drei Orten, wo wir vorbeisegelten, sahen wir Menschen am Ufer stehen und nach uns Ausschau halten; wir sahen auch, dass sie kohlrabenschwarz und splinternackt waren. Einmal wollte ich gern an die Küste zu ihnen gehen, aber Xury riet mir besser und sagte: »Nicht geh, nicht geh.« Dennoch fuhr ich jetzt näher am Ufer entlang, damit ich mit ihnen reden könnte, und ich sah, wie sie ein gutes Stück Weges hinter mir herliefen, auch dass sie keine Waffen trugen, bis auf einen, der einen langen, dünnen Stock hatte, eine Lanze, wie Xury sagte, mit denen die Eingeborenen sehr geschickt und zielsicher umgehen können. So blieb ich in einiger Entfernung, unterhielt mich aber mit ihnen, so gut es ging, durch Zeichen, gab ihnen vor allem zu verstehen, dass wir gern etwas zu essen hätten. Sie wink-

ten mir, ich sollte das Boot anhalten, so würden sie mir Speise bringen; darauf setzte ich mein Segel etwas tiefer und legte bei, und zwei von ihnen rannten landeinwärts, kamen nach weniger als einer halben Stunde wieder zurück und brachten zwei Stücke gedörrtes Fleisch und etwas Getreide, wie es bei ihnen dort wächst, aber wir kannten weder das eine noch das andere. Dennoch hätten wir es gern angenommen, wussten aber nicht, wie wir dazu kommen sollten, da ich nicht geneigt war, mich zu ihnen an Land zu wagen, und sie auch nicht weniger Angst vor uns hatten. Sie fanden jedoch einen für beide Teile annehmbaren Weg, indem sie nämlich das Essen an den Strand brachten und dort niederlegten, sich selber aber entfernten und warteten, bis wir alles an Bord gebracht hatten. Erst dann kamen sie wieder in unsere Nähe.

Wir bedankten uns durch Zeichen, denn wir besaßen nichts, was wir ihnen hätten geben können; doch bot sich den Augenblick eine prächtige Gelegenheit, ihnen einen Gefallen zu erweisen. Während wir nämlich noch am Strand lagen, kamen zwei große Raubtiere, von denen das eine, wie uns schien, das andere mit großer Wut verfolgte, von den Hügeln herunter ans Meer gelaufen. Ob es das männliche Tier war, das das weibliche verfolgte, ob sie einander zum Spaß oder im Ernst jagten, konnten wir nicht erkennen, ebenso wenig als wir wussten, ob dies ein gewöhnlicher oder ein ungewöhnlicher Vorfall war; es schien aber doch das Letztere der Fall. Denn erstens pflegen derlei Raubtiere nur bei Nacht aufzutauchen, und zweitens waren die Schwarzen, besonders die Frauen, darüber furchtbar erschrocken. Der Mann mit der Lanze oder dem Wurfspieß in der Hand blieb stehen, aber alle anderen flohen; die zwei Raubtiere freilich machten keine Miene, die Schwarzen zu überfallen, sondern stürzten sich geradewegs ins Wasser, tauchten unter und schwammen umher, als ob sie zu ihrem Vergnügen hergekommen wären. Schließlich kam das eine der beiden Tiere näher ans Boot, als ich erwartet hatte; ich war aber auf der Hut und hatte in aller Eile meine Flinte geladen und Xury gebeten, mit den beiden anderen ein Gleiches zu tun; als das Untier nahe genug herangekommen war, feuerte ich und schoss es mitten durch den Kopf. Sofort ging es unter, tauchte aber gleich wieder in die Höhe und tauzte im Todeskampf auf und nieder. Es arbeitete sich ans Ufer heran, aber die tödliche Wunde und das viele verschluckte Seewasser machten ihm, ehe es noch aufs Trockene kam, den Garaus.

Die Bestürzung der armen Geschöpfe über den Knall und das Feuer aus meiner Flinte ist nicht zu beschreiben; einige kamen vor Angst dem Sterben nahe und stürzten vor Schreck wie tot zu Boden. Aber als sie sahen, dass das Raubtier untergegangen und verreckt war, und ich ihnen mit Zeichen be-

deutete, dass sie wieder an den Strand kommen könnten, da fassten sie sich ein Herz, kamen herbei und begannen, nach dem Tier zu suchen. Ich entdeckte es an seinem Blut, das das Wasser färbte; und mithilfe eines Seils, das ich um seinen Leib wand und den Schwarzen zuwarf, zogen sie es an Land. Da fand sich's, dass es ein ungemein schöner, herrlich gefleckter Leopard war; und die Neger streckten ihre Hände in die Höhe vor Verwunderung darüber, womit ich ihn wohl getötet hätte.

Das zweite Raubtier war, erschreckt vom Feuerstrahl und vom Knall der Büchse, ans Ufer geschwommen und geradewegs zurück in die Berge gelau-
fen, aus denen sie gekommen waren (doch konnte ich auf die Entfernung nicht erkennen, was das für ein Tier war). Ich merkte gleich, dass den Ne-
gern das Wasser im Mund zusammenlief nach dem Fleisch der Bestie, also
beschloss ich, ihnen das Fleisch als Geschenk zu überlassen; wir verständig-
ten uns durch Zeichen, und sie waren mir sehr dankbar, fielen augenblick-
lich darüber her, und obwohl sie keine Messer hatten, zogen sie ihm doch
mit einem gespitzten Holz rasch und geschickt das Fell ab, viel rascher, als
wir es vermocht hätten. Sie boten mir Fleisch an, ich lehnte ab und tat so, als
wollte ich's ihnen verehren, deutete aber auf das Fell, das sie mir willig über-
ließen; außerdem brachten sie mir noch viel mehr Esswaren aus ihren Vor-
räten, die ich zwar nicht kannte, aber doch mit Dank annahm. Dann bat ich
durch Zeichen um Wasser, hielt ihnen einen meiner Krüge umgekehrt ent-
gegen, um ihnen zu zeigen, dass er leer war und dass ich ihn gern gefüllt
hätte. Sofort riefen sie einige von ihnen herbei, und es tauchten zwei Weiber
auf, die ein großes irdenes und, wie ich vermute, in der Sonne gebranntes
Gefäß trugen; das stellten sie, wie sie es schon früher getan hatten, für mich
hin, und ich sandte Xury mit allen drei Krügen an Land, um sie zu füllen.
Diese Weiber waren ebenso wie die Männer splinternackt.

Nun war ich mit Wurzeln, Getreide und Wasser wohl versehen; also ver-
ließ ich meine freundlichen Neger und fuhr elf Tage lang immer geradeaus,
ohne ans Ufer zu gehen, bis ich zu einem Punkt kam, wo sich das Land, in
einer Entfernung von vier oder fünf Seemeilen vor mir, weit ins Meer hinaus
erstreckte. Da das Meer ganz ruhig war, hielt ich mich weit draußen, um den
Punkt zu umsegeln. Endlich, nachdem ich in einem Abstand von ungefähr
zwei Meilen die Spitze umfahren hatte, sah ich deutlich auch auf der Seeseite
Land, woraus ich schloss, dass jenes unfehlbar das Kap Verde und dieses da-
her die nach ihm so benannten Kapverdischen Inseln seien. Sie waren je-
doch noch weit weg, und ich wusste nicht, was ich nunmehr tun sollte;
wenn mich nämlich plötzlich ein starker Wind erfasste, so konnte ich leicht
alle beide verfehlten.

In diesem Zwiespalt ging ich sehr nachdenklich in die Kabine und setzte mich hin, als Xury, den ich ans Ruder gestellt hatte, plötzlich aus vollem Hals schrie: »Herr, Herr! Ein Schiff mit ein Segel!« Der törichte Junge war außer sich vor Angst, weil er glaubte, das könnte nur ein Schiff unseres gewesenen Herrn sein, das uns verfolgte, obwohl ich doch wusste, dass die Mohren uns nicht mehr schaden konnten. Ich sprang aus der Kabine und sah augenblicklich nicht nur das Schiff, sondern auch, was für eines es war, nämlich ein portugiesisches, welches meiner Mutmaßung nach auf der Fahrt nach Guinea war, um Negersklaven zu holen. Als ich seinen Kurs jedoch näher betrachtete, merkte ich wohl, dass das nicht seine Absicht war und dass es keine Miene machte, sich der Küste zu nähern; darum hielt ich mit allen Kräften aufs offene Meer zu, damit ich, wenn das möglich wäre, mit ihnen sprechen könnte.

Aber ich sah bald, dass ich sie mit meiner ganzen Segelkraft nicht erreichen konnte, dass sie fort sein würden, ehe ich ihnen auch nur ein Zeichen geben konnte; nach äußerster und doch vergeblicher Anstrengung begann ich eben zu verzweifeln, da erblickten sie mich, so schien es, mithilfe ihrer Ferngläser, und sahen auch, dass es ein europäisches Boot war, das zu einem verunglückten Schiff gehören musste; also holten sie einige Segel ein und ließen mich aufholen. Ich fasste Mut, und da ich meines Patrons Flagge noch besaß, ließ ich sie zum Zeichen meiner Not in die Luft steigen, feuerte auch meine Flinte ab, was sie beides bemerkten, wobei sie mir nachher erzählten, dass sie zwar nicht den Schuss gehört, wohl aber den Rauch gesehen hatten. Auf diese Notzeichen hin waren sie menschlich genug, beizudrehen und auf mich zu warten, und nach etwa drei Stunden lag ich neben ihnen.

Sie fragten mich, wer ich sei, auf Portugiesisch, Spanisch und Französisch, aber ich verstand keine von den drei Sprachen; endlich fragte mich ein schottischer Matrose, der mit an Bord war, und ich antwortete ihm, ich sei ein Engländer und aus der Sklaverei bei den Mohren in Salé geflohen; darauf hießen sie mich an Bord kommen und nahmen mich und meine Habe freundlich auf.

Es war, wie sich jeder vorstellen kann, eine unaussprechliche Freude für mich, dergestalt aus einem, wie ich meinte, völlig elenden, ja fast hoffnungslosen Zustand wie dem vorigen erlöst zu sein; zum Dank für meine Errettung bot ich sogleich alles, was ich besaß, dem Kapitän des Schiffes. Doch der erwiderte mir großzügig, er werde nichts von mir annehmen, sondern alles, was ich besaß, sollte mir nach unserer Ankunft in Brasilien sicher ausgehändigt werden. »Denn«, so sagte er, »ich habe Euer Leben nur zu den Bedingungen gerettet, zu denen ich selber gerettet zu werden wünschte, und es

kann eines Tages sehr wohl mein Schicksal sein, in den gleichen Umständen aufgelesen zu werden; außerdem«, fuhr er fort, »wenn ich Euch schon nach Brasilien bringe, so weit entfernt von Eurer Heimat, Ihr würdet verhungern, wenn ich Euch alles wegnähme, was Ihr noch habt; damit würde ich Euch das Leben, das ich gerettet habe, nur wieder nehmen. Nein, nein, Seignior Ingles (Herr Engländer)«, sagte er, »ich werde Euch umsonst dahin bringen, und was Ihr besitzt, soll Euch den Lebensunterhalt in Brasilien und die Heimreise gewinnen helfen.«

Der Kapitän war ebenso gütig in seinem Versprechen wie pünktlich in dessen Erfüllung; er untersagte den Matrosen, meine Sachen auch nur anzurühren; dann nahm er alles zu sich in Verwahrung und gab mir ein genaues Verzeichnis, damit ich alles, sogar meine drei irdenen Krüge, wieder zurückbekäme.

Was mein Boot betrifft, so bemerkte er gleich, dass es nicht schlecht war, er sagte mir, er würde es gern für das Schiff kaufen, und fragte mich, was ich dafür verlangte. Ich antwortete, er sei in jeder Hinsicht so großzügig zu mir gewesen, dass ich keinen Preis für das Boot nennen, sondern denselben gänzlich ihm überlassen wollte; darauf sagte er, er wollte es mir schriftlich geben, dass ich in Brasilien 80 spanische Goldstücke dafür erhalten sollte, und wenn dort jemand noch mehr dafür böte, wollte er mir den Rest noch draufzahlen. Überdies offerierte er 60 spanische Goldstücke für meinen Jungen, den Xury, die ich ungern annahm, nicht weil ich Xury dem Kapitän nicht gönnte, sondern weil es mir schwerfiel, des armen Jungen Freiheit zu verkaufen, wo er mir so treu geholfen hatte, meine eigene zu erringen. Als ich dem Kapitän meine Bedenken mitteilte, fand er sie nicht unbillig, schlug mir aber als Lösung einen Mittelweg vor, nämlich, sich dem Jungen zu verpflichten, ihn freizugeben, sobald er zehn Jahre bei ihm gedient habe und ein Christ geworden sei; zu diesen Bedingungen und weil Xury selber Lust zu der Sache hatte, überließ ich ihn denn dem Kapitän.

Wir hatten bis Brasilien eine sehr gute Fahrt und kamen rund zweiundzwanzig Tage danach in der *Baía de Todos os Santos* oder Allerheiligenbucht an. Und nun war ich wieder einmal aus den allereledesten Umständen errettet und musste überlegen, was ich als Nächstes mit mir anfangen wollte.

Der großzügigen Behandlung, die mir der Kapitän zuteilwerden ließ, kann ich nicht oft genug gedenken: Er wollte für meine Passage keinen Heller, gab mir zwanzig Dukaten für das Leopardenfell, vierzig für das Löwenfell, das ich in meinem Boot gehabt hatte, er veranlasste, dass mein gesamter Besitz, den ich im Schiff gehabt hatte, mir pünktlich ausgehändigt wurde. Was ich verkaufen wollte, kaufte er, wie zum Beispiel die Flaschenkiste, zwei

von meinen Flinten, ein Stück von dem Wachsklumpen (denn aus dem Rest hatte ich Kerzen gemacht), mit einem Wort, mein Hab und Gut brachte mir einen Erlös von 220 spanischen Goldstücken, und mit diesem Grundkapital ging ich in Brasilien an Land.

Ich war noch nicht lange dort, da empfahl mich der Kapitän an das Haus eines ebenso ehrlichen Mannes wie er selber, der ein *Ingenio*, wie sie es nannen, besaß, das heißt, eine Zuckerpflanzung nebst einer Zuckersiederei. Bei diesem Mann lebte ich einige Zeit und machte mich vertraut mit dem Pflanzen und Kochen des Zuckers; und da ich sah, wie gut die Zuckerpflanzer lebten und wie rasch sie reich wurden, beschloss ich, falls ich nur die Erlaubnis dazu bekäme, einer der Ihren zu werden und bis dahin herauszufinden, wie ich das Geld, das ich in London zurückgelassen hatte, hieherholen könnte. Zu diesem Zweck ließ ich mich durch eine Art Urkunde naturalisieren, erwarb so viel unbebautes Land, als mein Geldbeutel mir gestattete, und machte einen Voranschlag, wie ich das aus England zu erwartende Geld richtig bei der Pflanzung und Ansiedlung verwenden könnte.

Ich hatte einen Nachbarn, einen Portugiesen aus Lissabon, doch von englischen Eltern geboren, mit Namen Wells, der in ganz ähnlichen Verhältnissen war wie ich. Ich nenne ihn Nachbar, weil seine Pflanzung neben der meinen lag und weil wir gut miteinander auskamen. Mein Kapital war, wie auch seines, nur gering; und die ersten zwei Jahre lang pflanzten wir eigentlich nur fürs Essen. Langsam jedoch ging es bergauf mit uns, das Land brachte genügend Ertrag, dass wir im dritten Jahr bereits etwas Tabak anpflanzen konnten, auch richtete jeder von uns ein großes Stück Feld für das nächste Jahr zum Anbau von Zuckerrohr her. Aber beide brauchten wir dringend fremde Hilfe, und nun merkte ich erst deutlich, wie falsch es gewesen war, mich von Xury, meinem Jungen, zu trennen.

Aber ach, es war kein Wunder, dass ich, der ich immer alles falsch machte, auch hier nicht das Richtige getroffen hatte, mir blieb nichts übrig, als weiterzumachen; ich hatte mich auf eine Tätigkeit eingelassen, zu der ich wenig Anlage hatte, die der von mir geliebten Lebensart zuwiderlief. Nicht dafür hatte ich schließlich meines Vaters Haus verlassen und seinen guten Rat in den Wind geschlagen, ja, ich war auf dem besten Weg, in eben jenen Mittelstand oder in die obere Hälfte des niederen Standes einzutreten, wozu mir mein Vater so eindringlich geraten hatte, und wenn ich so weiterlebte, so hätte ich ebenso gut zu Hause bleiben können und mich nicht in der Welt herumzuschlagen brauchen, wie ich es getan hatte; oft pflegte ich zu mir selber zu sagen, dass ich alles das genauso gut unter meinen Freunden in England hätte tun können und mich zu solchem Zweck nicht 5000 Meilen

weit weg begeben musste, zu Fremden und Wilden in die Wüste und in eine solche Entfernung von zu Hause, dass niemals auch nur die mindeste Kunde aus jenem Teil der Welt, wo man mich kannte, zu mir dringen konnte.

Solcherart betrachtete ich meine derzeitige Lage mit dem größten Bedauern. Ich hatte keinen Menschen, mit dem ich umgehen konnte, außer dann und wann meinen Nachbarn, keine andere Arbeit als die meiner Hände; ich verglich mich öfter mit einem Mann, der auf eine einsame Insel verschlagen war und dort keinen Menschen hatte als nur sich selber. Aber wie recht geschah mir, und wie sollten alle Menschen bedenken, wenn sie ihren gegenwärtigen Zustand mit einem anderen, ärgeren vergleichen, dass der Himmel sie vielleicht wirklich einmal in diesen anderen Zustand versetzen wird, sodass sie durch Erfahrung lernen, wie glücklich sie vorher hätten sein können – ich sage, wie recht geschah mir, dass das wahrhaft einsame Leben auf einer völlig verlassenen Insel mir vom Schicksal beschieden wurde, mir, der ich dieses Leben so oft und mit so wenig Berechtigung mit dem Leben verglich, das ich damals führte und das mich, wenn ich nur dabei geblieben wäre, aller Wahrscheinlichkeit nach zu großer Wohlhabenheit und großem Reichtum geführt hätte.

Ich hatte meine Pflanzung schon einigermaßen nach meinen Vorstellungen eingerichtet, ehe mein guter Freund, der Kapitän, der mich aus dem Meer aufgelesen hatte, wieder abreiste; das Schiff hatte nämlich mit dem Laden und Reisevorbereitungen an die drei Monate gebraucht. Als ich dem Kapitän von dem kleinen Kapital erzählte, das ich in London zurückgelassen hatte, gab er mir folgenden freundlichen und aufrichtigen Rat: »Seignior Inglesi«, sagte er, denn so nannte er mich immer, »wenn Ihr mir Briefe mitgeben wollt und eine förmliche Vollmacht nebst Order an die Person, die Euer Geld in London verwahrt, sie solle nämlich Eure Barschaft nach Lissabon an von mir zu bestimmende Personen senden, und zwar in Form von Waren, wie sie in diesem Land gebraucht werden, so werde ich Euch den Erlös daraus, so Gott will, bei meiner Rückkehr überbringen. Weil aber alle menschlichen Dinge dem Wechsel und allerhand Unstern unterworfen sind, würde ich an Eurer Stelle die Order nur für hundert Pfund Sterling ausfertigen, was, wie Ihr sagt, die Hälfte Eures Kapitals ist. Kommt dieses glücklich an, so mögt Ihr den Rest auf dieselbe Weise nachkommen lassen; schlägt es fehl, so ist Euch doch noch die Hälfte des Kapitals geblieben.«

Das war ein so vernünftiger und allem Ansehen nach guter Rat, dass ich nicht anders als davon überzeugt sein konnte; also schrieb ich Briefe an die Dame, bei der ich mein Geld gelassen hatte, nebst einer Vollmacht für den Kapitän, wie er sie gewünscht hatte.

Ich gab der englischen Kapitänswitwe einen ausführlichen Bericht aller meiner Abenteuer, über Sklaverei, Flucht und wie ich den portugiesischen Kapitän auf See getroffen hatte, beschrieb ihr, wie gut er zu mir gewesen war und in welcher Lage ich mich zurzeit befand, nebst allen anderen nötigen Angaben wegen meines Geldes, das sie mir schicken sollte; und als mein ehrlicher Kapitän in Lissabon angekommen war, fand er Gelegenheit, über einige dort ansässige englische Kaufleute nicht nur die Order, sondern auch einen ausführlichen Bericht über mein Schicksal nach London an einen Kaufmann zu schicken, der alles richtig der Witwe hinterbrachte. Darauf händigte sie ihm das Geld aus und legte aus ihrer eigenen Tasche noch ein ansehnliches Geschenk für den Kapitän dazu, zum Dank für seine an mir erzeugte Menschlichkeit und Güte.

Der Londoner Kaufmann legte meine 100 Pfund in englischen Waren an, die der Kapitän ihm vorher bezeichnet hatte, und sandte sie ihm geradewegs nach Lissabon, und dieser brachte alles glücklich und unbeschädigt nach Brasilien. Ohne mein Zutun (denn ich war noch zu jung, um zu wissen, was mir mangelte) hatte der Kapitän auch noch allerhand Werkzeug, eiserne Geräte und anderen Hausrat schicken lassen, was ich alles auf meiner Pflanzung bestens verwenden konnte.

Als die Waren ankamen, hielt ich mein Glück für gemacht und war voll Freude; und mein guter Anwalt, der Kapitän, hatte außerdem die fünf Pfund, die meine Freundin ihm zum Geschenk gemacht hatte, dazu verwendet, einen Diener für mich auf sechs Jahre anzuwerben und mitzubringen, und wollte durchaus keine Entschädigung von mir annehmen außer ein wenig Tabak, den ich ihm aufdrängen konnte mit dem Hinweis, er stamme von meiner eigenen Pflanzung.

Das war noch nicht alles; da meine Waren alles englische Erzeugnisse waren, Tuche, Wollstoffe, schwere Wolldecken und andere besonders wertvolle und hier nicht leicht erhältliche Dinge, so fand ich Gelegenheit, sie äußerst vorteilhaft zu verkaufen; ich kann sagen, ich erzielte mehr als den vierfachen Wert der Ladung und war nun meinem armen Nachbarn, was die Zukunft meiner Pflanzung anbelangte, weit überlegen; als Erstes kaufte ich mir einen schwarzen Sklaven und mietete einen europäischen Diener noch dazu; ich meine, noch einen außer dem, den mir der Kapitän von Lissabon mitgebracht hatte.

Wie aber schlecht genutzter Reichtum nicht selten die Ursache größten Elends wird, so ging es auch mit mir. Im folgenden Jahr hatte ich von meiner Pflanzung große Einnahmen. Auf meinem eigenen Boden erntete ich 50 große Rollen Tabak, nicht gerechnet, was ich meinen Nachbarn für ihren

Bedarf überlassen hatte; und diese 50 Rollen, von denen jede über 112 Pfund wog, wurden gut gebeizt gelagert, bis die Flotte aus Lissabon zurück war. Da nun dergestalt mein Geschäft und mein Reichtum an Umfang zunahmen, füllte mein Kopf sich langsam mit Unternehmungen und Projekten, die über meine Verhältnisse gingen; wie das in der Tat häufig der Ruin guter Kaufleute ist.

Hätte ich mich mit meinen damaligen Verhältnissen zufriedengegeben, ich wäre sicher in den Genuss all jener Annehmlichkeiten gekommen, um derentwillen mir mein Vater so dringend ein ruhiges, zurückgezogenes Leben empfohlen und mir so verständig beschrieben hatte, wie der Mittelstand des Lebens voll von derlei Bequemlichkeiten sei. Aber andere Dinge warteten meiner, und es war mir bestimmt, der Schmied meines eigenen Unglücks zu werden, meine Schuld vor Gott zu vergrößern und die Reue über mich selber zu verdoppeln, wozu es mir in meinem künftigen Elend an Muße nicht fehlen sollte. Alle meine Verirrungen entsprangen der Hartnäckigkeit, mit der ich an meiner törichten Neigung, in der Welt umherzuschweifen, festhielt und ihr auch dort nachgab, wo sie den günstigsten Aussichten zuwiderlief, mir selber durch gerades und zielstrebiges Trachten nach jenen Lebensumständen und Prospekten, welche Natur und Vorsehung mir im Verein angeboten hatten, zu einem ehrlichen Wohlergehen zu verhelfen, wie es meine Pflicht gewesen wäre. Wie damals, als ich meinen Eltern davongelaufen war, konnte ich auch jetzt nicht still sitzen, sondern musste fort, und ich sagte meiner guten Zukunft als wohlhabender und erfolgreicher Pflanzer Ade, nur weil ich in maßloser Begierde schneller steigen wollte, als die Natur der Dinge es zuließ; und so stürzte ich mich selber wieder in den tiefsten Abgrund menschlichen Elends, in den je, ohne den letzten Rest Leben und Gesundheit einzubüßen, ein Mensch gefallen ist.

Um denn in der gehörigen Reihenfolge zu den Einzelheiten dieses Teils meiner Geschichte zu kommen, so kann der Leser sich denken, dass ich jetzt, nach fast vier Jahren, die ich in Brasilien gelebt hatte und in denen ich ein erfolgreicher Pflanzer geworden war, nicht nur die Sprache gelernt, sondern sowohl unter den mir benachbarten Pflanzern als auch unter den Kaufleuten von St. Salvador, unserem Hafen, viele Freunde und Bekannte gefunden hatte. In manchem Gespräch hatte ich ihnen von meinen zwei Reisen an die Küste von Guinea erzählt, vom Handel mit den Schwarzen, und wie leicht es sei, an dieser Küste im Tausch gegen Kleinigkeiten wie Glasperlen, Spielzeug, Messer, Scheren, Beile, Glasstücke und dergleichen nicht nur Goldstaub, guineisches Getreide, Elefantenzähne usw. einzuhandeln, sondern auch viele Neger zur Sklavenarbeit in Brasilien. Sie hörten meinen Er-